

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 92 (1998)
Heft: 7-8

Artikel: Weibervirtschaft - Subsistenzperspektive - Wissenschaft vom Haushalt
: drei Denkansätze für eine andere Wirtschaftsordnung
Autor: Praetorius, Ina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weiberwirtschaft – Subsistenzperspektive – Wissenschaft vom Haushalt

Drei Denkansätze für eine andere Wirtschaftsordnung

Dass es der Sinn der Wirtschaft sei, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, ist im Prinzip zwar allgemein anerkannt. Anders entwickelt sich aber der sogenannte Weltmarkt, der immer mehr Armut und Unfreiheit verursacht. Ina Praetorius hält denn auch nichts von den Heilsversprechen der Priester dieses globalen Marktes. Sie sucht dem Denkfehler auf den Grund zu gehen, der zum unrealistischen Bild einer «Welt als Markt» geführt hat und uns veranlasst, die schlimmsten Absurditäten für den natürlichen Lauf der Dinge zu halten. Dabei zeigt sich, dass die Ökonomiekritik, die heute notwendig ist, eng mit der Geschlechterfrage zusammenhängt. Die Autorin stellt drei zukunftsweisende Denkansätze vor: das Projekt Weiberwirtschaft, an dessen Entwicklung sie selbst mitarbeitet, die Subsistenzperspektive der Bielefelder Soziologinnen und die Wissenschaft vom Haushalt. Diese drei Ansätze decken nicht den gesamten Bereich der feministischen Ökonomie ab, der sich in der letzten Jahren lebhaft entwickelt hat. Doch wird in diesen drei Ansätzen der gemeinsame Perspektivenwechsel deutlich, den die feministische Ökonomie vollzieht, obwohl die Theoretikerinnen verschiedenen Generationen angehören und an verschiedene Begriffswelten anknüpfen. Red.

Das Heilsversprechen des «freien Marktes»

Die Wirtschaft spinnt. Ich meine: das, was sich «Wirtschaft» nennt, was aber seinen Zweck längst nicht mehr erfüllt. Der Zweck der Wirtschaft wäre: die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, die auf dieser Erde leben oder in Zukunft leben wollen.

Da verdient einer Millionen, ohne irgend etwas zu tun, das man als nützlich oder gar notwendig bezeichnen könnte. Da wirkt eine Frau von früh bis spät in ihrem Familienhaushalt, und muss sich abends von einem wohlmeinenden Fernsehmoderator erklären lassen, die Frauen sollten nun endlich in den Arbeitsprozess integriert werden. Da tun Millionen von Frauen und Männern in einem Land der Dritten Welt täglich ihre Arbeit, und eines Morgens können sie für den Lohn, den sie dafür bekommen, nur noch die Hälfte kaufen. Da erzählt man uns bis zum Überdruß von der Freiheit der Konsumentin und von ihrer gros-

sen Macht, wirtschaftliche Entscheidungen zu beeinflussen, und wirft dann gentechnisch veränderte Nahrungsmittel auf den Markt, die keine Konsumentin will. Da nennt man es «Wirtschaftskrise», wenn die Produktionszahlen der Autoindustrie stagnieren, aber «Hochkonjunktur», wenn die Atemluft knapp wird. Da besitzen die dreihundert reichsten Leute der Welt beinahe so viel wie die drei Milliarden ärmsten.¹

Über all die Verrücktheiten dieser sogenannten Wirtschaft scheint eine Art *Priesterkaste* zu wachen, die durch regelmässige Verlautbarungen dafür sorgt, dass uns der Glaube nicht abhanden kommt. Das Credo, das uns über sämtliche Kanäle der Mediengesellschaft in ausdrücklicher oder verschlüsselter Form ständig erreicht, macht aus dem, was ich als Widersinn wahrnehme, eine Heilslehre: Wir alle sollen noch mehr produzieren, schneller, effizienter und kreativer werden. Dabei ist ein grosser Teil derer, die produzieren könnten, per Erwerbsarbeitslosigkeit aus der Mög-

lichkeit zu produzieren längst ausgeschlossen. Und der Rest arbeitet sich schon heute fast zu Tode. Wir sollen aber auch alle mehr konsumieren, genüsslicher und verschwenderischer werden. Dabei ist längst bekannt, dass unser westlicher Lebensstil, wenn wir so weitermachen, in wenigen Jahrzehnten die natürlichen Ressourcen dieser Erde aufbrauchen wird. Trotz alledem: Die Welt soll ein einziger grosser «Markt» werden, auf dem wir alle, sechs Milliarden Menschen, gegeneinander konkurrieren, jeder und jede als ein ständig sich bereicherndes und grenzenlos-lustvoll konsumierendes Individuum.

Ich glaube nicht mehr an die Heilsversprechen der Priester des freien Marktes. Vielmehr gehe ich in diesem Text davon aus, dass mit dem, was sich heute «Wirtschaft» nennt, *grundsätzlich* und im Kern etwas nicht in Ordnung ist.

Die androzentrische Verkehrung

Natürlich sind es verschiedene Gründe, die dazu beigetragen haben, dass sich die Wirtschaft zu dem absurden Theater entwickelt hat, das sie heute ist. Am Grund aller dieser Gründe liegt aber die androzentrische symbolische Ordnung, d.h. ein *jahrhundertealtes geschlechtsspezifisches Wahrnehmungs- und Bewertungssystem*, das uns allen, Männern wie Frauen, vorschreibt, was wir wichtig und unwichtig, wertvoll oder minderwertig finden sollen. Im gängigen wirtschaftskritischen Diskurs etwa der Linken, der Grün-Alternativen oder der Wirtschaftsethik wird die androzentrische Ordnung als Ursache ökonomischer Fehlentwicklung im allgemeinen nicht erkannt. Das ist kein Zufall, sondern beruht selbst auf einem androzentrischen Dogma: dem Glaubenssatz nämlich, dass Geschlechterfragen Frauenfragen und also unwichtig sind.

Die sogenannte *Frauenfrage* hat sowohl für den ökonomischen Mainstream als auch für den Grossteil seiner männlichen Kritiker im Kern nichts mit allgemeinen Wirtschaftsfragen zu tun.² Sie wird entweder – konservativ – durch den Einschluss

der Frauen in die sogenannt vorökonomischen Bereiche Ehe und Familie oder – «fortschrittlich» – durch Anpassung der Frauen an den Standard des erwachsenen arbeitsfähigen Mannes «gelöst». Nicht nur das Analyseinstrument Androzentrismus, sondern das Wort selbst ist noch immer weitgehend unbekannt.³

Die androzentrische symbolische Ordnung ist in jener Gesellschaft zu ihrer klassischen Ausprägung gelangt, die viele als «Wiege unserer abendländischen Kultur» bezeichnen: in der *griechischen Antike*. In Athen brachten Frauen die Kinder zur Welt und sorgten für sie, wie überall in der Welt. Darin liegt kein Problem. Das Problem beginnt dort, wo eine Gruppe privilegierter Männer, freie Polisbürger, die sich «Philosophen» nennen, die Tätigkeiten der Menschen auf eine bestimmte Weise zu klassifizieren und zu bewerten beginnen. Was der alltäglichen Aufrechterhaltung von Leben dient, das Kochen, Putzen, Waschen, Kinderhüten usw., das, was Frauen und Sklaven tun, wird als niedriges, im Grunde menschenunwürdiges, unfreies Funktionieren gedeutet. Wahre Menschlichkeit entfaltet sich erst jenseits bzw. oberhalb des Reiches der Notwendigkeit: dort, wo freigestellte Bürger, gesättigt, geputzt und in Ruhe gelassen von Ehefrauen und Sklavinnen, über Gott und die Welt nachdenken. Der Gipfel des Menschlichen ist die Theoria, die zweckfreie Betrachtung der Welt, ein Bereich, den die privilegierten Männer exklusiv für sich beanspruchten. Freiheit wurde als Gegensatz zu Notwendigkeit begriffen und – als reiner Genuss, reine Kontemplation und reines Denken – mit «Männlichkeit» zusammengedacht. An diese primäre Gegenüberstellung von männlicher Freiheit und weiblicher Notwendigkeit schloss sich und schliesst sich bis heute ein weltumfassendes Bewertungssystem an. Diese Ordnung der Dinge, die androzentrische Ordnung, ist uns derart geläufig geworden, dass wir sie häufig mit der Natur selbst verwechseln.

Das Grundelement der Ordnung ist eine Art begriffliches Ehepaar: *Freiheit* ist das Höhere und männlich, *Notwendigkeit* ist das Niedere und weiblich. Analog verhal-

ten sich zueinander: Rationalität und Emotionalität, Gott und Welt, Kultur und Natur, Geist und Körper, Öffentlichkeit und Privatheit, Ökonomie und Soziales, Subjekt und Objekt, Produktion und Reproduktion, Wissenschaft und Glaube, Geld und Leben. Das Verhältnis ist stets dasselbe: Der Mann Gott herrscht über die Frau Welt, die wichtige Ökonomie dominiert das nebensächliche «Soziale», die männliche Wissenschaft macht sich die weibliche Natur zunutze, Vernunft ist wichtiger als Gefühl. Usw.

Mit realen Frauen und Männern hat dieses *stereotype Bewerten* nichts zu tun. Deshalb können wir heute, eingezwängt in androzentrische Dualismen, auch nicht sagen, was Frauen und Männer *wirklich* sind. Wir können z.B. nicht entgegenhalten, Frauen seien «in Wirklichkeit» die besseren, tüchtigeren oder vernünftigeren Menschen, denn das wäre eine schlichte Umkehrung der androzentrischen Fehleinschätzung. Was Frauen und was Männer sind, ist, abgesehen von einigen biologischen Differenzen, unbekannt, denn was wir wissen, wissen wir durch Sprache und Überlieferung. Unsere Sprache und unsere Überlieferung sind aber androzentrisch verseucht.

Was sich dennoch sagen lässt, ist dies: Männer haben mit der Erfindung des Androzentrismus einen folgenschweren Fehler gemacht. Und beide, Männer und Frauen, sind *anders* als das, was wir über sie gelernt haben. Frauen haben im Exil jedenfalls nicht einfach blind funktionierend ihren Dienst getan, wie Androzentriker sich das vorstellen. Frauen haben vielmehr über Jahrhunderte eine *Kultur des Alltags* aufrechterhalten und gestaltet, während die meisten Männer Höheres im Sinn hatten: Krieg, Konkurrenz, Technologie, Hierarchie, Theologie, Ideologie, Bürokratie, Fussball usw. Mit der italienischen Denkerin *Adriana Cavarero* nenne ich deshalb die Frauen ein «ungedachtes Vorhandensein»⁴.

Androzentrismus und moderne Wirtschaft

Im modernen Kapitalismus – wie übrigens auch im vermeintlich so anderen

Sozialismus – sind weiterhin diejenigen Tätigkeiten, die sich am weitesten von alltäglichen Notwendigkeiten entfernt haben, am höchsten angesehen, denn sie gelten als «frei» und als «das Höhere». Deshalb genießen diejenigen, die solche Tätigkeiten ausüben, am meisten gesellschaftliches Ansehen, und in vielen Fällen verdienen sie auch überdurchschnittlich viel: die Spekulanten, Bankiers, Manager, Wissenschaftler, Priester, Ingenieure, Ideologiekonstrukteure, Militärs – noch heute eine zu annähernd hundert Prozent *männliche Kaste* von «höheren» Berufsleuten. Nichts oder wenig verdienen dagegen diejenigen, die ihre Lebenskraft unmittelbar für die *Aufrechterhaltung des Lebens* verausgaben: die Mütter und Hausfrauen, Bauern und Bäuerinnen⁵, Sozialarbeiterinnen, Erzieherinnen, Pflegende.

Durch diese im Kern verkehrte Bewertung entsteht ein ständig wirksamer Sog hin zu den «höheren», aber tendenziell nutzlosen und letztlich zerstörerischen Tätigkeiten. Die *androzentrische Bewertungsstruktur* dient als Begründung: Weil die Natur keine Achtung verdient, kann man sie hemmungslos ausbeuten. Weil Hausfrauen von Natur aus funktionieren, bekommen sie kein eigenständiges Einkommen. Weil Landwirtschaft dreckig ist, soll man sie industrialisieren. Weil Wissenschaft das Höchste ist, darf sie alles. Weil Geld wichtiger ist als Leben, sind Kriege legitim. Weil Freiheit höher steht als Notwendigkeit, ist Luxus wichtiger als Basisversorgung. Sinn wird zu Unsinn, das ist vollkommen logisch – androzentrisch-logisch.

Hätte sich die androzentrische Ordnung nicht so tief und über so lange Zeit in unser Denken und Empfinden eingepreßt, man könnte uns nicht so leicht dazu bringen, *Absurditäten* für den *natürlichen Lauf* der Dinge zu halten. Es ist ökonomisch vollkommen unsinnig, dass Hausfrauen so oft «nur» sagen, wenn sie beschreiben, was sie tun: Ich bin *nur* Hausfrau, ich habe heute *nur* geputzt, ich versorge *nur* meine Kinder. In diesem «Nur» spiegelt sich unser *Gehorsam* der herrschenden Ordnung

gegenüber. Der Androzentrismus, den vor allem die Menschen der westlichen Welt seit zweitausend Jahren von Kindesbeinen an lernen, verstellt uns die Sicht auf die Dinge, wie sie wirklich sind, und zieht so die gesellschaftliche Entwicklung, aller «Ethik»⁶ zum Trotz, ununterbrochen in die falsche Richtung.

Weiberwirtschaft

Das *Projekt Weiberwirtschaft*⁷ setzt die Kritik der androzentrischen Ordnung, wie ich sie gerade entfaltet habe, voraus. Es setzt eine Politik der Neubenennung des Wirklichen jenseits verfestigter Bewertungsmuster in Bewegung. Es geht darum, jenseits des Androzentrismus zu sehen und zu sagen, was ist.

Das Wort «Weiberwirtschaft» ist selbst das erste Beispiel, wie dieser Prozess gemeint ist: Ein Wort, das vor allem Männer abwertend gebrauchen, wenn sie das vermeintlich kopflose Gewurstel der Frauen in ihren Wohnungen bezeichnen, bekommt eine neue Bedeutung. Ein Wort, das für androzentrische Denker mit Theorie absolut nichts zu tun hat, wird zur Chiffre für eine andersartige Theorie. Weiberwirtschaft meint die Erforschung, Enttrivialisierung⁸ und Neubewertung dessen, was Frauen tun und wie sie es tun, speziell unter dem Aspekt der Ökonomie, d.h. der Frage, wie damit menschliche Bedürfnisse befriedigt werden.

Weiberwirtschaft ist *kein ökonomisches Modell*, d.h. wir Weiberwirtschaftlerinnen haben nicht den Anspruch, ein geschlossenes Bild der Ökonomie der Zukunft zu zeichnen. Es geht uns nicht darum, vom Schreibtisch der Wissenschaft aus zu entscheiden, wie genau in Zukunft das Geld verteilt oder der Begriff «Arbeit» definiert werden soll. Bezeichnenderweise sind es nicht in erster Linie Ökonominen, sondern Theologinnen, Philosophinnen und Sprachwissenschaftlerinnen, die Weiberwirtschaft erfunden haben. Sie setzen auf die Macht der Sprache und auf die politischen Veränderungen, die durch ein öffentlich-wertsetzendes Sprechen von Frau zu

Frau in Gang kommen. Frauen beginnen das, was sie täglich tun, als wertvoll zu erkennen, es durch einen widerständig-kreativen Sprachgebrauch den Strategien der Trivialisierung zu entziehen. Gleichzeitig erkennen sie die vermeintlich höhere Sphäre der Männlichkeit nicht mehr als Massstab an: Sie «entuniversalisieren» und «entmythologisieren» sie. So brechen sie mit jedem Satz, den sie zueinander sagen, den Sog, der uns alle in die verkehrte Richtung zieht.

Dieser Text, zum Beispiel, ist Weiberwirtschaft: Ich, Frau, Theologin, nicht Ökonomin, schreibe über Ökonomie. Vom ersten Wort an setze ich als Massstab nicht den offiziellen Expertendiskurs über «die Wirtschaft», sondern meine Wahrnehmung, die mir sagt, dass das *aktuelle Wirtschaftsgeschehen* nicht «rational» und sinnvoll, sondern *zweckentfremdet* ist. Schon indem ich als Theologin über Wirtschaft rede, ohne mich dafür zu entschuldigen oder meine mangelnde Sachkenntnis zu beklagen, setze ich den herrschenden Massstab ausser Kraft. Dann, indem ich eine Reihe von Absurditäten aufzähle statt mich vor «Leistungen» zu verbeugen. Dann, indem ich mich nicht mit den Experten der offiziellen Wirtschaftstheorie auseinandersetze – noch nicht einmal kritisch –, sondern mit Frauen, die von ihrer eigenen Erfahrung und ihren eigenen Erkenntnissen und Forschungen her *das Ganze* in Frage stellen. Und schliesslich, indem ich jetzt sage, dass mir die herablassende oder auch onkelhaft wohlwollende Kritik der Experten, die ich zu erwarten habe, gleichgültig ist.

Was mich interessiert, ist nicht die Meinung derjenigen, die das Absurde verteidigen, sondern das Wissen von Frauen, die die Wirtschaft *vom männlichen Kopf auf weibliche Füsse* stellen werden. Noch konsequenter wäre ich vorgegangen, wenn ich ganz am Anfang davon gesprochen hätte, was Frauen alltäglich ohne Bezahlung tun und inwiefern dieses Tun Wirtschaft ist. Vielleicht werde ich in meinem nächsten Text diesen Schritt auch noch gegangen sein.

Subsistenzperspektive

Die sogenannte Subsistenzperspektive⁹ ist älter als das Projekt Weibervirtschaft. Sie wurde schon in den siebziger Jahren von drei Sozialwissenschaftlerinnen, *Veronika Bennholdt-Thomsen*, *Maria Mies* und *Claudia von Werlhof*, entwickelt, die damals alle in Bielefeld arbeiteten.¹⁰ Die Subsistenzperspektive ist deshalb auch unter dem Namen «Bielefelder Ansatz» bekannt.

Die Subsistenzperspektive ist ein ökonomisches Modell. Sie ist nicht, wie Weibervirtschaft, in erster Linie Sprachanalyse und symbolische Politik, sondern Gesellschaftskritik und *gesellschaftlich-ökonomische Alternative*. Insofern ist sie typisch für die erste Phase der Neuen Frauenbewegung, in der weniger der Begriff der «androzentrischen symbolischen Ordnung» als Begriffe wie «Patriarchat» und «Sexismus» dominierten. Während Weibervirtschaft viele Anregungen von postmoderner Sprachphilosophie und dem italienischen «Denken der Geschlechterdifferenz» bekommen hat, entwickelt die Subsistenzperspektive die *Kapitalismus- und Patriarchatskritik* der Linken feministisch weiter.

Alle Subsistenzdenkerinnen verfügen über ausgedehnte Erfahrungen in Ländern der sogenannten *Dritten Welt* und arbeiten mit Wissenschaftlerinnen aus Ländern des Südens zusammen. Gerade aufgrund dieser Erfahrungen widersetzen sie sich dem «gespaltenen Blick auf hier die Erste, dort die Dritte Welt»¹¹. Sie beziehen einen bestimmten Standpunkt, von dem her sie das globale Wirtschaftsgeschehen «von unten» und als Ganzes in den Blick nehmen: Es ist der Standpunkt der *Kleinbäuerinnen*, die auf ihrem Land eine kleinräumige Wirtschaftsweise praktizieren, die sich am Lebensnotwendigen orientiert. Für diese Wirtschaftsweise, die «Subsistenz», bilden die begrenzten Bedürfnisse realer Menschen das Zentrum wirtschaftlicher Handlungen, sind die Güter der expandierenden Konsumgesellschaft zweitrangig, da zum grossen Teil überflüssig.

Die Subsistenz ist also eine *reale Praxis an realen Orten*, von der her sich die ver-

meintlich allgemeingültigen Normen der Expansionswirtschaft nicht nur kritisieren lassen, sondern die bereits alternative Orientierungswerte bereitstellt. Grundlegend ist die Erkenntnis, dass menschliche Bedürfnisse nicht, wie die herrschende Lehre behauptet, unendlich, sondern begrenzt und also mit begrenzten Mitteln befriedigbar sind.

Wie «Weibervirtschaft» ist auch «Subsistenz» ein Begriff, der für die herrschende Wirtschaftstheorie *negativ besetzt* ist. «Subsistenz» bedeutet hier die Armut und Rückständigkeit der sogenannten *Untereentwickelten*, die erst zur wahren geld-, profit- und warentzentrierten Wirtschaftlichkeit entwickelt und erzogen werden müssen. Die Subsistenzperspektive wertet um: Nicht die unersättliche zerstörerische Anhäufung von totem Kapital und überflüssigen Gütern ist erstrebenswert, sondern eine Lebensform, die ein «Genug» kennt, die also zum Glücklichsein nicht das scheinbar *grenzenlose Wachstum* des «Immer mehr» braucht. Die Subsistenzbäuerin ist nämlich keineswegs elend und unzufrieden, sondern selbstbewusst und voller Macht und Lebensfreude, vorausgesetzt, ihre Lebensform ist intakt und nicht bereits «hausfrauisiert»¹², d.h. vom kapitalistischen Patriarchat vereinnahmt. Das belegen die vielen Subsistenzgeschichten aus allen Teilen der Welt, die die Forscherinnen erzählen.

Obwohl die Subsistenz auf einer sorgenden und pflegenden Einstellung zur sozialen und natürlichen Umwelt beruht und insofern viel mit dem gemein hat, was wir als «Hausarbeit» kennen, ist sie nicht identisch mit Hausarbeit. *Hausarbeit im Patriarchat* ist für die Bielefelderinnen vielmehr eine spezifische *Form kapitalistischer Ausbeutung*, die allerdings von männlichen Theoretikern meist übersehen wird. Sie entsteht, wenn Frauen die eigenständige Verfügung über Land und Ressourcen entzogen und ihre Arbeit für den Profit des Lohnarbeiter-Ehemanns und des Kapitalisten funktionalisiert wird. *Subsistenz* dagegen meint eine Kombination aus *hausfraulich-vorsorgender Einstellung* und *wirtschaftlicher Eigenständigkeit*. Sie wird

uns – sozusagen in reiner Form – vorgelebt von selbständigen Kleinbäuerinnen, kann aber – verstanden als ökonomisch-ethisches Orientierungsmodell – von jeder Frau in jeder Situation übernommen werden: dadurch, dass wir unser Bewusstsein von den Normen der Expansionswirtschaft befreien, dass wir unsere Abhängigkeit vom Geld schrittweise abbauen und uns an den Massstäben der Subsistenz zu orientieren beginnen: an individueller und regionaler Selbstversorgung und an der Lebensfreude des Genug.

Die Subsistenzperspektive will nicht Tausch und Markt durch reine Selbstversorgung ersetzen, aber den Markt und das Geld aus der Mitte der Ökonomie und unserer Aufmerksamkeit rücken. Die *Mitte der Wirtschaft* ist nicht das tote Geld und seine Vermehrung, sondern das *Leben* und seine Erhaltung. Damit ist Subsistenz eine zugleich neue und sehr alte, jahrhundertlang bewährte Vorstellung von Wirtschaft. «Landwirtschaft ist wichtiger als Industrie, Eigenproduktion wichtiger als Handel.»¹³ Und: «Es macht keinen Sinn, mehr zu arbeiten, wenn man die Dinge erzeugt hat, die man braucht, um ein gutes Leben zu führen.»¹⁴

Die Wissenschaft vom Haushalt

Die Wissenschaft vom Haushalt¹⁵ ist der Denkansatz mit der längsten und verzweigtsten Geschichte. Ich will nicht behaupten, dass ich mich in ihr schon auskenne. Ich habe ein paar Texte, besonders der Giessener Professorin *Rosemarie von Schweitzer* gelesen, und ich war im Herbst 1996 an einem Symposium der europäischen «*Home Economists*» in Wien¹⁶. Die entscheidende Erkenntnis an diesem Symposium war, dass in einer Disziplin, die sich als «ganz normale Wissenschaft» und nicht als feministisch versteht, in der allerdings der Frauenanteil in der Professorenschaft signifikant hoch ist, vieles von dem, was wir Feministinnen in den letzten Jahren herausgefunden haben, auf präzise Art und Weise vorgedacht ist.

Die Wissenschaft vom Haushalt¹⁷ hat

sich die Aufgabe gestellt, das Phänomen «Haushalt» exakt zu beschreiben. Dieses Anliegen stösst offensichtlich noch heute in Kreisen der «höheren» Wirtschaftswissenschaft – der Volks- und Betriebswirtschaft – auf *Strategien der Trivialisierung*: Es wird heruntergespielt und lächerlich gemacht.¹⁸ Bezeichnend ist, dass ich selber, obwohl ich mich seit Jahren mit feministischer Ökonomie befasse, lange nichts von der Existenz dieser Disziplin gewusst habe. Dass die Hauswirtschaft heruntergespielt wird, ist androzentratisch-logisch: Einen Bereich, der dermassen banal und statisch ist wie der Haushalt, kann der Androzentriker nicht als theoriwürdig anerkennen. Hinter der Trivialisierung verbirgt sich aber – wie immer – die Angst, es könnten *unliebsame Wahrheiten* an den Tag kommen, die die Ordnung ins Wanken bringen. Tatsächlich kommen solche Wahrheiten in der Wissenschaft vom Haushalt ans Licht: Der Haushalt ist nämlich keineswegs statisch und uniform. Er ist ein höchst dynamisches Gebilde mit einer grossen Variationsbreite, das von denjenigen, die in ihm tätig sind, differenziertes Können und ganzheitliche Präsenz verlangt.

Wer sich vergegenwärtigt, wie schnell die Bedürfnisse heranwachsender Kinder sich verändern, wie dramatisch Prozesse des Alterns ablaufen können, wie massiv Krankheiten, Unfälle oder Beziehungskrisen ins Gefüge Haushalt eingreifen, wie Schule, Medien und Arbeitswelt in den Haushalt hineinwirken und welche rigorosen Forderungen die Gesellschaft an «funktionierende» Schülerinnen, Schüler und Erwerbstätige stellt, hat eine Vorstellung von der *Vielschichtigkeit* des Gegenstandes. Diese Komplexität ist es, die die Wissenschaft vom Haushalt mit den Methoden der Ökonomie, der Sozial- und Kulturwissenschaften, der Psychologie u.a. zu erfassen sucht. Dabei zeigt sich immer wieder, dass der Haushalt die Grenzen herkömmlicher Disziplinen sprengt. Eine *Hausarbeiterin* ist eben alles gleichzeitig: Psychologin, Ernährungsexpertin, Managerin, Pädagogin, Köchin, Pflegerin, Alltagsphilosophin – eine Trägerin hochkom-

plexer Fähigkeiten und Leistungen, die täglich, nächtlich, stündlich im Gleichgewicht gehalten sein wollen. Keine Einzelwissenschaft reicht aus, um das Phänomen Haushalt angemessen in den Blick zu bekommen. Der Haushalt ist nicht «vorwissenschaftlich», sondern stellt das selbstzufriedene Disziplinengefüge androzentrischer Wissenschaft in Frage.

Je kenntnisreicher und selbstbewusster die Wissenschaftlerinnen vom Haushalt werden, desto lächerlicher wird die androzentrische Vorgabe, der Haushalt sei eine denkerisch uninteressante Naturressource. Immer deutlicher wird auch, dass sich im haushälterischen Handeln, selbst wenn es nicht bewusst ökologisch gestaltet ist, Ansätze einer *alternativen Wirtschaftsethik* entdecken lassen¹⁹: Der Haushalt orientiert sich primär am Lebensnotwendigen statt an Geld, praktiziert Vorsorge, statt sich nach dem herrschenden Entsorgungsdenken zu richten, und fördert Kooperation statt Konkurrenz.²⁰ Er ist es wert, nicht nur empirisch-sozialwissenschaftlich, sondern auch als Quelle einer *lebensfreundlichen Ethik* erforscht zu werden.

Trotz der hervorragenden Arbeit, die die Hauswirtschaft leistet, ist es bisher nicht gelungen, in der Öffentlichkeit das Bild zu korrigieren, die Haushalte seien dem Marktgeschehen untergeordnete, abhängige, in erster Linie konsumierende Einheiten ohne Eigendynamik. Dieser Schritt ist jetzt notwendig: Es wird in den nächsten Jahren darum gehen, die dominante Vorstellung von der «Welt als Markt» durch die Vorstellung von der «*Welt als Haushalt*» abzulösen. Denn die Idee, Warenproduktion, Handel und Geldvermehrung seien die Mitte der Wirtschaft, stösst definitiv an die Grenzen dieser Welt. Wer dagegen die Welt als Haushalt denkt, sieht ein sensibles, begrenztes, gefährdetes Gefüge, in dem Kinder, Alte, Kranke, Tiere, Pflanzen, Männer und Frauen in ständig sich verändernden Beziehungen zusammenleben. Dies, nicht die Idee vom Nebeneinander ewig sich bereichernder Individuen, ist ein realistisches und also vernünftiges Bild der Welt, in der wir auch in Zukunft leben wollen.²¹

Eine integrierte feministische Wirtschaftspolitik zusammendenken

Die drei Denkansätze, die ich vorgestellt habe, stammen aus verschiedenen Zeiten und knüpfen an verschiedene Denkwelten an. Die *Wissenschaft vom Haushalt* ist aus der US-amerikanischen pragmatischen Lehre der «home economics» herausgewachsen und orientiert sich im deutschsprachigen Raum an den nichtfeministischen Diskursen der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Die *Subsistenzperspektive* stammt aus den Anfängen der Neuen Frauenbewegung und knüpft an marxistische Terminologie an. *Weiberwirtschaft* hat den derzeit dominanten Trend des Feminismus zur postmodernen Sprachphilosophie mitvollzogen und versteht sich als symbolische Politik. Alle drei Ansätze setzen sich aber kritisch auseinander mit ihren jeweiligen begrifflichen Heimaten.

Unterschiedliche Begrifflichkeiten können dazu verleiten, das Gemeinsame nicht zu sehen, zumal in der herkömmlichen Wissenschaft Kritik mehr gilt als Synthese, da sie angeblich das Denken weiterbringt.²² Mir liegt aber daran herauszuarbeiten, wie sich Denkansätze von Frauen, die offensichtlich Gemeinsamkeiten aufweisen, aber vorerst unverbunden nebeneinanderstehen, gegenseitig befruchten und zu einer gemeinsamen lebensfreundlichen Politik verbinden lassen. Feministische Politik hat nämlich bisher wenig davon profitiert, dass sie der androzentrischen Gewohnheit, gegenseitige Abgrenzung über Kooperation zu stellen, gefolgt ist.

– Alle drei Ansätze nehmen ausdrücklich zur Kenntnis, was Frauen – bezahlt oder unbezahlt – in ihren Alltagen tun, und sie definieren dieses Tun als Wirtschaft, insofern es die Bedürfnisse von Menschen befriedigt. Sie kommen also auf die ursprüngliche und *allgemein anerkannte Definition von Wirtschaft* zurück, derzufolge Wirtschaft «eine Gesamtbezeichnung für alle Massnahmen zur Bedarfsdeckung»²³ ist. Von dieser Definition ist die gängige Rede von der Wirtschaft – der neoliberale Mainstream ebenso wie der Grossteil sei-

ner Kritiker – abgewichen. Alle drei Denkansätze weisen also den Massstab zurück, den die gängige – androzentrische – Wirtschaftstheorie setzt, weil dieser Massstab das Tun von Frauen als Naturressource missversteht und so ein verzerrtes Bild von Wirtschaft zur Norm erklärt.

– Alle drei Ansätze erklären das Leben und seine Erhaltung zur Mitte der Ökonomie. Primär ist, dass Menschen, gleichgültig wie alt, wie gesund, wie leistungsfähig sie sind, mit dem versorgt werden, was sie zum *Leben* brauchen. Geld, Markt und Handel sind sinnvoll, insofern sie diesem Ziel dienen. Sie sind aber gegenüber den grundlegenden Versorgungsaktivitäten zweitrangig.

– Diesem Konzept von Wirtschaft entsprechend kann «*Gleichheit*» nicht mehr Ziel feministischer Politik sein. Denn der Massstab für Gleichheit – der erwachsene männliche Erwerbstätige – ist obsolet geworden. Ziel der Wirtschaftspolitik ist vielmehr, eine Wirtschaft, die aufgrund ihrer androzentrischen Voraussetzungen zum Absurdum und zur Gefahr für das Allgemeinwohl verkommen ist, ins Gleichgewicht zu bringen.

– Um diesem Ziel näherzukommen, ist eine *Abkehr von der androzentrischen Ordnung* notwendig. Die Bielefelderinnen sprechen von der «Entkolonialisierung der Hirne und Herzen»²⁴. Die Weibwirtschaftlerinnen nennen es «Arbeit am Symbolischen», und Rosemarie von Schweitzer spricht von einer «Modernisierung des Weiblichen ohne Anleitung durch den Männlichkeitswahn»²⁵.

Über dieses grundsätzliche Plädoyer hinaus setzen die drei Modelle, was die konkrete politische Umsetzung angeht, unterschiedliche Schwerpunkte. Die *Hauswirtschaft* treibt die Reformulierung androzentrisch ausgeschlossener Wirklichkeiten in Terminologien klassischer Wissenschaft voran und scheint auf herkömmliche politische Gremienarbeit, z.B. im Rahmen der regelmässig erscheinenden «Familienberichte» der deutschen Bundesregierung, zu setzen. Die *Subsistenzperspektive* empfiehlt eine variantenreiche Politik der An-

näherung an individuelle und regionale Selbstversorgung und erzählt dazu die unterschiedlichsten Geschichten: Urban Gardening, Politik des Einkaufskorbes, Landkooperativen, Anknüpfung an traditionelle kleinbäuerliche Strukturen u.a.m. Für *Weibwirtschaft* ist die Arbeit am Symbolischen eine Politik, die überall, in jedem Hier und Jetzt beginnt, wenn Frauen anders zu sprechen, Autorität zu übernehmen und einander zu achten beginnen. Zentral sind hier alle Bereiche, wo Sprache wirkt: die Medien, die Wissenschaft, Religion, Kultur, Bildung, Gesetzgebung, Alltagsgespräche usw.

Diese *unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen* schliessen sich nicht aus, sondern ergänzen einander. Denn sie beruhen auf vergleichbaren denkerischen Grundlagen. Im übrigen ist damit das Spektrum feministischer Wirtschaftspolitik noch nicht ausgeschöpft. In der Schweiz arbeiten z.B. die Frauen der «Aktion Finanzplatz Schweiz–Dritte Welt» und des «Frauenrates für Aussenpolitik» an Fragen internationaler Geldpolitik. In Kanada entwerfen Frauen ein alternatives frauengerechtes Staatsbudget.²⁶ Zu diskutieren wäre, wie laufende Projekte, die sich noch am Paradigma der Gleichstellung orientieren und die durch den Zusammenbruch der androzentrischen Ordnung nicht einfach überflüssig werden, anders gewichtet werden können.

Eine integrierte Politik der Frauen für eine *zukunftsfähige Wirtschaftsordnung* ist in Sicht.

1 Peter Rottach, Wer ernährt die Massen?, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 10.4.98.

2 Ein aktuelles Beispiel ist das Gespräch zwischen Daniel Vasella und Christoph Vitali, in: Tages-Anzeiger, 2.5.98: Die Frauenfrage kommt – wie so oft – ausschliesslich in Gestalt der Frage nach der (Nicht-)Karriere der Ehefrau vor.

3 Zu diesem Begriff vgl. z.B. den einschlägigen Artikel im Wörterbuch der Feministischen Theologie, Gütersloh 1992.

4 Adriana Cavarero, Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz, in: DIOTIMA, Philosophinnen-gruppe aus Verona, Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz, Wien 1989, S. 65–102, 85.

5 Der Begriff «Bauer» bzw. «Bäuerin» ist nicht zu verwechseln mit dem modernen Industrielandwirt; vgl. Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies, Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, München 1997, Kap. III.

6 Zu einer Analyse der notwendigen Unwirksamkeit androzentrischer Ethik vgl. Ina Praetorius, Weiblichkeit als soziale Arbeit? Von der doppelten Moral zur Ethik der Gegenseitigkeit, in: Dies., Skizzen zur feministischen Ethik, Mainz 1995, S. 171–182.

7 Vgl. v.a. Heidi Bernhard Filli et al., Weiblerwirtschaft. Frauen – Ökonomie – Ethik, Luzern 1994. «Weiblerwirtschaft 2» ist in Vorbereitung und erscheint im Herbst 1998 ebenfalls in Luzern.

8 Vgl. Ina Praetorius, Nicht trivial noch sentimental, Ein Versuch über Enttrivialisierung als Methode in der Frauenforschung, in: Dies., Skizzen, S. 58–65.

9 Vgl. Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies, Eine Kuh für Hillary (Anm. 5).

10 Vgl. als Grundlagentext: Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen, Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek bei Hamburg 1983.

11 Eine Kuh für Hillary, S. 9.

12 Der Begriff «Hausfrauisierung» ist ein zentrales Theorieelement der Subsistenzperspektive, vgl. ebd., Kap. I.

13 Ebd., S. 67.

14 Ebd., S. 62.

15 Ich orientiere mich v.a. an: Rosemarie von Schweitzer, Einführung in die Wirtschaftslehre des privaten Haushalts, Stuttgart 1991.

16 Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Gertraud Pichler (Hg.), Europa: Herausforderungen für die Alltagsbewältigung. Hauswirtschaft als Basis für soziale Veränderungen. Internationale Arbeitstagung der IFE, 21.–23. Oktober 1997 in Wien.

17 Die Benennung des Fachs variiert: Wissenschaft vom Haushalt, Hauswirtschaft, Home Economics, Ökotrophologie, Haushalts- und Ernährungswissenschaft u.a.

18 Vgl. Rosemarie von Schweitzer (Anm. 15), S. 30: «Unverständnis, Glossen und Spott müssen die Ökotrophologen in der Bundesrepublik ... ertragen...»

19 Vgl. Maren Jochimsen, Ulrike Knobloch, Auf dem Weg zu einer vorsorgenden Wirtschaftsweise. Ansatzpunkte einer ethischen Erweiterung der ökonomischen Methode, in: Heidi Bernhard Filli et al. (Anm. 7), S. 29–40.

20 Ebd., S. 38.

21 Dass die Hauswirtschaft bereit ist, in diesem Sinne Definitionsmacht zu ergreifen, zeigen die neueren Texte von Rosemarie von Schweitzer, z.B.: Geschlechter-solidarität und Modernität in der Familienforschung, in: Gabriel von Karl et al. (Hg.), Modernität und Solidarität, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1997, S. 29–37.

22 Ansätze zur Abgrenzung vom jeweils benachbarten Modell finden sich in allen drei Denkansätzen: Vgl. die Polemik der Bielefelderinnen gegen den postmodernen Feminismus (Eine Kuh für Hillary, Kap. VIII), die Abgrenzung Rosemarie von Schweitzers gegen die Frauenforschung (Einführung, S. 323f.) und die Bemühungen der Weiblerwirtschaft, das Denken der Geschlechterdifferenz gegen den früheren «sozialwissenschaftlichen» Feminismus abzugrenzen (Heidi Bernhard Filli et al, Einleitung).

23 Vgl. Art. Wirtschaft, in: Der Volksbrockhaus, Wiesbaden 1965.

24 Eine Kuh für Hillary, S. 199.

25 Rosemarie von Schweitzer (Anm. 15), S. 56.

26 Vgl. Annette Hug, Geschlechterverhältnisse in der Makroökonomie. Ein Tagungsbericht, in: Widerspruch 34, Dez. 1997, S. 192–195.

Mir fällt auf, dass die einst verstaubten Schriften von Karl Marx in den Buchhandlungen wieder zuoberst auf dem Ladentisch liegen. Offenbar macht der von Ebner & Co. hochgejubelte Shareholder value mehr und mehr Leuten Bauchweh.

(Nikolaus Senn, ehemaliger Präsident der ehemaligen SBG, in: Sonntags-Zeitung, 24.5.98)

Am meisten stört mich die Bedeutung, die dem Geld heute, insbesondere in den Führungsschichten, zugemessen wird. Was sind das für Eliten, die ihren Selbstwert überwiegend aus ihren Einnahmen und ihrem Vermögen beziehen? Das ist eine sehr einseitige und mir völlig verschlossene Einstellung zur Welt.

(Roman Herzog, in: DER SPIEGEL, 6.4.98)

Eine merkwürdige Verantwortungslosigkeit macht sich breit, so dass ich gelegentlichem Zorn, besonders im Bereich der Politik, viel freieren Lauf lasse als in den Jahren davor. Also die Verbrecher in den Chefetagen auch bei Namen nenne: diese grosse Korruption, diesen Rückfall des Kapitalismus in ein raubtierhaftes Verhalten, diesen Selbstzerstörungsprozess innerhalb der Chefetagen der Grosskonzerne, der sich Globalisierung nennt.

(Günter Grass, in: NZZ, 16./17.5.98)

in Bern, *Madeleine May Kunin*, einen Brief. Darin fragte ich Frau Kunin, was sie von solchen Geschäften halte, ob es Bestrebungen in den USA gebe, dieses Steuer-schlupfloch zu stopfen, und ob es «ethisch überhaupt vertretbar» sei, «dass amerikanische Investoren und schweizerische Gemeinwesen Millionensummen zu Lasten Ihres Staates kassieren, ohne dass dafür irgendeine Leistung erbracht werden müsste».

Mit Datum vom 15. September bekam ich von Frau Kunin eine Antwort, die meine Bedenken bestätigte. Die Botschafterin der USA schreibt, diese «Lease and lease back»-Transaktionen gäben der Abteilung für Steuerfragen in Washington Grund zu *Besorgnis* (cause for concern). Auch werde geprüft, welches Vorgehen in dieser Sache angezeigt sei. Zu meiner Frage nach der ethischen Seite des Geschäfts meint die Botschafterin, zahlreiche Fachleute im Finanzdepartement, aber auch in der Privat-

wirtschaft hielten diese Transaktionen für *missbräuchlich* (abusive). Schliesslich bittet Frau Kunin um ergänzende Informationen, die dem US-Finanzdepartement bei der weiteren Verfolgung des Problems helfen würden.

Ein Bericht der NZZ (30.9.98) über diese Stellungnahme von Frau Kunin erregte einigiges Aufsehen. Aber nicht etwa in *Zürich*, sondern in *Bern*. Über die Gründe kann ich nur Vermutungen anstellen: In der Stadt Zürich ist der Millionendeal schon abgeschlossen, in Bern steht er unmittelbar vor dem Abschluss. In Zürich stand er nie öffentlich zur Diskussion, in Bern regte sich sogar im Parlament der Widerstand. Vielleicht ist in Bern aber einfach alles etwas vernünftiger als in Zürich, sogar die SVP. Deren kantonaler Finanzdirektor, Regierungsrat *Hans Lauri*, verzichtet nämlich auf Leasinggeschäfte. Sie würden von den wirklichen Problemen der kantonalen Finanzkrise nur ablenken.

Diskussion

Zu Ina Praetorius: Weiberwirtschaft – Subsistenzperspektive – Wissenschaft vom Haushalt (NW 7–8/98)

Korrigierende Erfahrungen aus dem «realen Sozialismus»

Genf, 7. August 1998

Liebe Ina,

mit Freude habe ich im Sommerheft der Neuen Wege Deinen Artikel über feministische Denkansätze in der Ökonomie gelesen und durchdacht. Er hat mir in meinem eigenen Denken weiterge-

holfen. Im Abschnitt «Androzentrismus und moderne Wirtschaft» zählst Du alle möglichen Absurditäten auf, die Kapitalismus und Staatssozialismus produziert haben. Aus meiner Erfahrung der sozialistischen Wirklichkeit – also des «Realsozialismus» in der CSSR – möchte ich aber drei Punkte erwähnen, die Deine Ausführungen ein bisschen korrigieren:

1. Die Beziehung der *Partei zur Intelligenz* war doppeldeutig. Einerseits war die Akademie der Wissenschaften hoch angesehen, andererseits begegnete man einem dauerhaften Verdacht der Intelligenz gegenüber. *Offiziell* war die Schicht der Arbeiter und Bauern hoch angesehen.

2. Die *Priester und Pastoren* genossen kein hohes gesellschaftliches Ansehen und verdienten

im Durchschnitt sehr wenig. Absurd war und ist, dass diese niedrigen Gehälter vom Staatsbudget finanziert wurden und noch werden, weil der Staat die Kirchen enteignet hat.

3. Obwohl die *Hausfrauen*, die mit kleinen Kindern zuhause blieben, kein richtiges Einkommen – nur ein kleines Subsistenzgeld – bekamen, wurden sie im Alter entschädigt: Jedes Kind wurde wie drei Jahre Erwerbsarbeit für die Altersversorgung angerechnet. Mein Pensionsanspruch ist also, zusätzlich zur Studienzeit und der Zeit, in der ich erwerbstätig war, um neun Jahre gewachsen für die Jahre, die ich zuhause mit unseren drei kleinen Kindern verbracht habe. Die Altersgrenze für Frauen lag bei 53 bis 57 Jahren, je nach Zahl der erzeugten Kinder, bei 55 Jahren nach 20 Jahren Berufsarbeit für kinderlose Frauen.

Ich grüsse Dich herzlich und freue mich, wenn das feministische Nachdenken über Ökonomie intensiver und differenzierter wird.

Jana Opočenska

Der Sozialismus ist zu wenig weit gegangen

Krinau, 7. September 1998

Liebe Jana,

es ist wahr: Nicht nur die Kapitalisten und ihre neoliberalen Hoftheoretiker, sondern auch wir KritikerInnen des aktuellen Wirtschaftsgeschehens tendieren dazu, Erfahrungen aus den Jahrzehnten des «realen Sozialismus» in Mittel- und Osteuropa einfach aus unserer Erinnerung zu streichen. Meine Behauptung, der Kapitalismus habe *dieselben* Absurditäten wie der «vermeintlich so andere» Staatssozialismus produziert, ist in diesem Sinne zu wenig differenziert. Dein korrigierender Einspruch erinnert daran, dass die sozialistischen Systeme, auch wenn sie vorerst – aus unterschiedlichen Gründen – gescheitert sind, in einigen Punkten weiter gekommen sind als die westlich-kapitalistischen, dass der vermeintlich *eindeutige Fortschritt* zu einem derzeit fast allumfassenden Kapitalismus in einigen Punkten also ein *Rückschritt* war.

Ich erinnere mich, dass in der Zeit kurz nach dem Abbau der Berliner Mauer viele Ostdeutsche das noch öffentlich zu sagen wagten. Inzwischen hat man die Stimmen, z.B. der ehemals berufstätigen, heute erwerbslosen Mütter, fast ganz zum Schweigen gebracht: Wer auch nur ein einziges gutes Haar lässt an der «alten DDR», gilt jetzt als unbelehrbar nostalgisch, wenn nicht gar der Subversion verdächtig. Demgegenüber ist es wichtig festzuhalten: Zumindest ansatzweise und der Absicht nach haben die TheoretikerInnen und zum Teil auch die PraktikerInnen des Sozialismus an *androzentrischen Zweiteilungen* der Wirklich-

keit, wie der in höhere Kopf- und niedrige Handarbeit, in wichtige «Produktion» und nebensächliche «Reproduktion», gerüttelt, um deren Abbau wir Frau-Denkerinnen uns heute bemühen. Deine Erfahrungen mit dem offiziellen Respekt vor der Arbeit der Mütter, der Arbeiter und Bauern zeugen davon. Und es ist kein Zufall, dass die feministische Ökonomiekritik heute fast durchweg von (ehemals?) «linken» Frauen vorangetrieben wird.

Allerdings stellen Frau-Denkerinnen inzwischen einmütig fest, dass der Kardinalfehler sozialistischer Theorie und Praxis darin besteht, die *Geschlechterfrage* als nebensächliche «Frauenfrage» abgetan, statt als grundsätzliche Androzentrismuskritik ins Zentrum der Analyse gestellt zu haben. Der Sozialismus ist also, unseren Analysen zufolge, nicht zu weit, sondern zu wenig weit gegangen. Viel moralisch guter Wille, zuviel unreflektiertes männlich-militaristisches Revolutionspathos und zuwenig kritische Einsicht in die jahrtausendealten Mechanismen kollektiver Männlichkeit haben sich zu einem Projekt zusammengetan, das *aus diesem Grund* gescheitert ist – nicht etwa, weil der Kapitalismus das bessere System wäre. Ich wünsche mir deshalb, dass das heute sehr lebendige Frau-Denken über die Wirtschaft zu einer Denkbewegung wird, in der Frauen aus dem ehemaligen «Ostblock», von ihren Erfahrungen und ihren theoretischen Kenntnissen des Sozialismus ausgehend, mitdenken.

Ich möchte Dir zum Schluss eine Episode erzählen, die ich am 20. Mai dieses Jahres beim zweiten europäischen Kongress des internationalen Verbandes für Hauswirtschaft in Fribourg erlebt habe: Eine schwedische Ökotrophologin stellte ein hauswirtschaftliches Ausbildungsprojekt vor, das sie in Russland entwickelt und betreut. Sie erzählte von der «desolaten» Situation der russischen Frauen und brachte dazu das Beispiel einer Frau, die eine hauswirtschaftliche Schulung absagen musste mit der Begründung, ihre einzige Kuh bekäme gerade ein Kalb. Ich habe sie dann gefragt, welche Idee von der Zukunft dieser Frau sie denn im Kopf habe, wenn sie eine Ausbildung für sie organisiere. Konkret: Soll die Frau ihre Kuh – ihre Subsistenzbasis – behalten, oder soll sie in Zukunft alles, was sie braucht, im Supermarkt kaufen, um «frei» zu werden, zum Beispiel für hauswirtschaftliche Schulung? Ebensowenig wie die schwedische Referentin weiss ich eine schlüssige Antwort auf diese Frage. Ich weiss nur, dass wir Frauen von unseren vielen unterschiedlichen *Erfahrungen und Lebensweisen* her noch viel darüber nachdenken werden, was für uns Fortschritt, Entwicklung, Freiheit und gutes Leben bedeuten.

Mit herzlichem Gruss

Ina Praetorius